Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 7

Artikel: Gespräch
Autor: Schmid, F.O.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751340

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wenn ſie ihren Sturm ausgebrauſt haben. Warum denn nicht? Sie haben ihre Jungfernreden gehalten. Gebt ihnen zehn Jahre! Sie ſchreiben keine Wanderbriefe mehr! Sie monologiſieren nicht. Ihre Ausweiſe werden Taten ſein. —

„Hermann Hitz“ kann in keiner Weiſe einem Zweifel am Talente Moeſchlins Kraft geben. Was tat Moeſchlin? Er verirrte ſich. Gab das Brouillon, ſtatt die ausgetiefte Reinſchrift der Dichtung. Das bißchen Berlinerpflaſter iſt nur hingepatzt; aber wo er Schweizererde malte, iſt er ein Meiſter geworden.

Hermann Hitz mit ſeiner latenten Alpenſehnſucht und ſeinem Hodlerglauben kann der Superlativ der Berliner Kultur nicht verblüffen. Auf die Dauer, ſagen wir. Man ſchreie doch nicht ohne Einſchränkung von einer Berlinergefahr im Schweizerroman. Hört man denn die Obermelodie beim „Hitz“ und „Landſtörtzer“ Paul Ilgs nicht: die ſanft lächelnde Erledigung und Überwindung der großſtädtiſchen Kultur der Blender und Funkler?

Geſpräch

So ſtill mein Freund? Du träumſt! Von einem Weibe,
Ich weiß, ich weiß, ich kenn' die Szenerie,
Die dieſem leichten Spiel zur Folie dient:
Ein ſtiller Garten iſt's. Aus tauſend Kelchen
Glühn heiße Träume auf, aus tauſend Blumen
Und Glocken, Sternen, dunklen Feuerlilien
Und rotem Mohn rauſcht mit den ſchweren Düften
Verhaltne Leidenſchaft und züngelt leis empor —
Und alles ſteht im Licht, im hellſten Licht
Und nichts im Schatten, keine Linie, die
Sich glanzumfloſſen nicht in Herrlichkeit
Dem trunknen Aug entgegenneigte, keine,
Die nicht berauſcht von eigner Schönheit wär'.
Und mitten drin — nein laß mich! ich kann auch
Ein Träumer ſein, ein Dichter, wenn ich will —

Und mitten drin da ſteht ein Weib und alle
Die Schönheit und die Pracht der tauſend Farben,
Die Kelche, Sterne, Blüten, alles dies
Iſt nur ein ſchlechtrer Abglanz von ihr ſelbſt,
Iſt ein verbrauchtes Kleid, das ihr beſchämt
Herunter von den weißen Schultern glitt,
Daß ſie nun daſteht, nackt und wundervoll
In ihrer reifen Schönheit und das Leuchten
Des blühnden Körpers all den Glanz um ſie
Zurück in ſeine eignen Quellen ſcheucht —
Die Augen glühen wie das irre Licht
Von matten Perlen zu dir her, die Lippen
Erbeben leis, ihr Lächeln heißt Erfüllung
Und Seligkeit die weißen Arme, die ſich ſanft
Um deinen Nacken legen, Seligkeit,
Und Rauſch und Traum und ſilbernes Vergeſſen . . .
Was iſt's? Ein Stück, das du ſchon hundertmal geſpielt
Mit Blicken, Mienen, dem verlognen Zauber
Von ſchönen Worten, die wie trunkne Läufer
Von deinen Lippen taumeln und nun keck
Ins Spiel ſich drängen als geſchickte Werber
Und buhlen, locken, reizen, klug geſetzt
Aufpeitſchen aus der Ruhe alle Sinne.
Und wieder Worte, die im tiefen Schatten
Der Seele wandern und nur leiſe flehn
Und betteln, ſeufzen, flüſtern, leiſe lügen
Doch immer lügen, immer! Stets iſt ja
Dies alles nur Komödie, nur ein Spiel!
Sag mir, wer iſt's? Die kleine Gräfin etwa,
Die Verſe auf dich ſchrieb und dich ſo liebte,
Daß ſie zu ſterben ſchwur, wenn du ſie je
Verließeſt — zwar, getan hat ſie es nicht
Und war, wie bald! getröſtet, als du ſie,
Verſengt von ihren Küſſen noch, zwei Tage ſpäter

Mit jenem ſüßen dummen Ding betrogſt,
Das mit dir ging von ihrem Liebſten weg
So wie man einen alten Handſchuh wechſelt
Für einen neuen. Oder iſt's vielleicht
Die Dunkle vom Theater, die dir immer —
„Laß mich in Ruh! Mich ekelt dies Gerede".
Dich ekelt! Gut! Sehr gut! Mir ſcheint du biſt
An einem neuen Stück und das Vergangne —
„Laß das Vergangne ruhn. Was weckſt du denn
Dies alles wieder auf, was wie ein trübes
Gemiſch von toten Wünſchen, Leidenſchaften
Von nie erfüllter Sehnſucht und der Qual,
Die der Enttäuſchung immer wieder folgt,
Mir auf der Seele liegt, geſtorben ſchon
Und doch noch heimlich lebend, mir das Licht
Gleich einem Diebe aus dem Daſein ſtiehlt
Und jede frohe Stunde, die der Tag
Mir ins Erleben ſchickt mit Trauer krönt! —
Doch du haſt recht! Wie oft ſpielt ich dies Spiel!
Wie oft ſchlang meine Sehnſucht nicht die Arme
Um jede Möglichkeit des Glücks! Wie oft
Daß ſüße Worte fielen, weiße Schultern
An meine Bruſt ſich drängten, das Gefühl
Gleich Flammen lodernd auf zum Himmel ſchoß
In Rauſch und Taumel ſo wie nie das Leben
Zu blühen ſchien, und alles in mir jauchzte
Und jeder Nerv und jede Faſer bebte:
Dies iſt das Glück! —
Doch eine Stunde ſpäter
Grinſt' aus zerwühltem Bett mich Ekel an,
Und aus gebrochnen toten Augen ſtarrte
Das Leben wieder in mein Leben, hüllte
In Not und Einſamkeit die Seele, daß ſie ſcheu
Ins Dunkel irrte, wo auf ſchwarzem Thron

Gebieter ſind der Wahnſinn und der — Tod.“
Was klagſt du viel? Das Leben iſt nun einmal
So wie es iſt: Leer, treulos und verlogen!
Und ſo ſind auch die Weiber! „Nein, ſei ſtill!
So iſt nicht jede, alle ſind nicht ſo.
Sei ſtill, ich weiß, bald wird die Stunde kommen,
Die ſo voll Seligkeit iſt, daß der Rand
Von jedem Hauche überquillt, die Stunde,
Wo ich bei Ihr bin, ſie bei mir, bei mir!
Still ſinkt die Nacht herab . . . Kein Hauch, kein Laut . . .
Nur ſachte tickt auf dem Kamin die Uhr . . .
Ich lieg' ganz ruhig wie ein Kind und fühle
Wie leiſe ihre warme weiche Hand
Mir durch die Haare ſtreicht — im Traum hab' ich
Dies oft gefühlt, da war's ſchon Seligkeit —
Doch nun iſt's Wahrheit, Wahrheit! daß bei ihr
Ich bin . . . Mein Haupt gelehnt an ihre Bruſt
Horcht auf den Lauf des Bluts, das klingend ihr
Vom Herzen ſtrömt, zu mir, in mich und wieder
Zurück in ſie, als wären wir nur ein
Gefäß, nur eine Schale, drin das Leben
Erglüht in allem Tiefſten, Schönſten, aufblüht,
So unermeßlich herrlich wie noch nie.
Mit ſel'gen Stimmen ruft aus Traum und Wachen
In eine Welt, darin wir zwei allein . . . .
Kein Wunſch klagt aus der Tiefe, keine Sehnſucht
Streckt ihre Hände aus dem Dunkel vor.
Nur Friede rings um uns. Verſchwunden iſt
Was iſt und war. Schmerz, Leiden, Reue, Haß
Und Ruhm und Ehre und ſo große Worte
Wie Weltgeſchichte, all dies klingt nicht mehr,
Iſt ausgelöſcht, verſenkt in eine Tiefe,
Die grundlos wie das Meer . . . Gleich tauſend Harfen
Singt meine Seele, goldne Ströme ſtürzen

Herab zu Tal, aus Tiefen blauer Himmel
Leuchten die Sterne, Ewigkeiten rauſchen
Aus Ewigkeiten her . . . wir ſteigen, ſteigen
Hinauf ins Licht — tief unter uns verglimmt
Die dunkle Erde — Eine klare Inſel
Schwebt in der Luft. Sie nimmt uns ſchweigend auf
Und trägt uns engvereint der fernen, blauen
Unendlichkeit in ſel'gem Fluge zu . . . .“ F. O. Schmid

Die Tat

Parabel

Drei Menſchen nahten dem Throne der Dankbarkeit: „Wir möchten dir dienen“, ſagten ſie, „denn wir ſind dem Leben dankbar; gib uns eine Tat zu erfüllen, an der unſer Gefühl zu ermeſſen iſt!“

„Durchforſcht die Welt und ſuchet ſelber die Tat!“ entgegnete die Dankbarkeit, „der beſten will ich meinen Segen geben!“

Da machten ſich die drei Menſchen auf; ſie durchwanderten die Weiten der Erde, die Tat zu ſuchen, welche der Gottheit Segen empfangen ſollte. Nach einiger Zeit kehrten ſie zurück zum Throne der Dankbarkeit.

Schweren Fußes nahte der erſte der Göttin, und ſein Auge war dunkel. „Ich ſchritt durch die großen Städte und die Dörfer der Einöde. Ich ſah viel Leid und unverſöhnliches Unglück, und das Weſen der Menſchen iſt gebeugt davon. Ihr Blick iſt getrübt für die Sonne und ihren Schein. Ich löſte von ihrer Laſt, ſo viel ich tragen konnte und will ſie mit mir nehmen in die Ewigkeit! Sieh! mein Leben opfere ich dieſer Tat!“

Er nahm ſeinen Dolch und ſank nieder zu den Stufen des Thrones.

Im Antlitz der Göttin indeſſen blieb es ſtill und verſchwiegen, und keine Regung kündete ihr Gefühl.

Da hob der zweite die ſchimmernden Blicke: „Die Herrlichkeit der Welt leuchtet!“ ſagte er, „und Kraft und Freude blühen! Tauſendfältig wie die Farben des Abends am Meere, ſind die Töne der Schöpfung. Und tauſendfältig ſind die Werke ihrer Geſchöpfe. Ich will den Kampf und die Schön-